

Hallo und ein herzliches Willkommen zu meinem ersten Rundbrief!

Zuvor noch ein paar Worte über meine Art der Berichterstattung. Alles, was ich schreibe und alles, was ihr lest, ist aus meiner subjektiven Sicht geschrieben und nichts davon ist übertragbar auf Afrika oder auf Kenia. Auch von Juja Farm würden andere sicher ganz anders berichten. Deshalb bitte ich euch, all meine Erfahrungen nicht zu pauschalisieren und nicht zu stereotypisieren. Mein Ziel ist es, davon zu berichten, was ich erlebe, ohne Vorurteile zu streuen oder zu bekräftigen. Und das geht nur, wenn wir uns bewusst sind, dass es unzählige Vielfalt und Verschiedenheit in jedem Land, in jeder Stadt, in jedem Dorf und in jeder erdenklichen Menschengruppe gibt. Von all dieser Vielfalt werde ich nicht berichten können. Ich schaue nur durch ein Schlüsselloch, dessen Form von meiner Wahrnehmung geprägt ist und nicht als einzige Sicht wahrgenommen werden darf. Ich bitte euch auch darum, mir Rückmeldung zu geben, falls euch etwas an meiner Berichterstattung stört oder auffällt.

Ich bin nun schon seit mehr als 3 Monaten in Kenia, von denen ich einen Monat in Juja Farm verbrachte und knapp zwei Monate in Nairobi in einem Priesterseminar. Juja Farm ist eine ländlich gelegene Kleinstadt in der ich mit zwei jungen Priestern der Mariannhiller Missionare in der dortigen Parish (Pfarrhaus) zusammenleben und wo ich den Großteil des Auslandsjahr verbringen werde. In Nairobi lebe ich mit knapp 20 Philosophiestudenten, vier Theologiestudenten, sowie mal ein paar mehr und mal ein paar weniger Priestern zusammen. Dabei genieße ich die tolle Gemeinschaft und die vielen interessanten Gespräche mit vielen sehr verschiedenen Menschen, die den Traum haben, Priester zu werden. Zudem kann man auf dem Gelände des Seminars allerlei körperliche Arbeit machen. Von Schweinestall bis Feldarbeit zu Bohnen sortieren sind einem keine Grenzen gesetzt. Doch die Hauptgründe für meine Aufenthalte in Nairobi waren das Beantragen des Visums und das Verbringen ein Teil der Ferienzeit.

In meiner Einsatzstelle arbeitete ich noch vor den Ferien für kurze Zeit außerhalb von Juja Farm in einer Region namens Athi an einer Primary School (Grundschule Klasse 1-8), an der ich viel Musik, Sport und auch Deutsch unterrichtete. Dabei lernte ich den Wert einer Gitarre zu schätzen. Beim bloßen Anblick der Gitarre waren die Kinder voller Enthusiasmus und so hatte ich wenig Schwierigkeiten, mich dort einzufinden. Auch Fußball spielen und gemeinsames Singen von beispielsweise „Mein Hut der hat drei Ecken“ oder „Die Gedanken sind frei“ zählen zu meinen Lieblingserinnerungen. Trotz alledem ist es eine große Herausforderung, sich mit den Kindern in der beidseitigen Fremdsprache Englisch zu verständigen, sodass ich die jetzige Ferienzeit zum Kiswahili lernen voll auszunutzen versuche.

Wenn ich nicht in der Schule bin, gibt es viele Möglichkeiten, mit den Menschen in Kontakt zu kommen. So bin ich dem Kirchenchor beigetreten, gehe regelmäßig mit Jugendlichen Basketball spielen oder gehe mit den Priestern in sogenannte Small Christian Communities. Das sind in der Regel 5-10 Christen, die sich wöchentlich treffen, um gemeinsam die Bibel zu lesen und darüber zu diskutieren, bei denen die Priester ab und zu auch Messen halten. Zu den Menschen nach Hause gehen zu können, die Gastfreundlichkeit zu erleben und zu sehen, wie unterschiedlich jede Familie lebt, ist für mich jedes Mal wieder eine tolle Erfahrung. Bei all diesen Erfahrungen lerne ich das Leben und die Kultur der Menschen hier besser zu verstehen. Beispielsweise hat die Gemeinschaft für die Menschen aus Juja Farm einen unglaublich großen Stellenwert. Dafür ist die Kirche eine geeignete Anlaufstelle, ob im Sonntagsgottesdienst, bei dem ungefähr 800 Menschen teilnehmen, in den persönlicheren Small Christian Communities oder als Treffpunkt für Jugendliche in den Ferien. Aber auch außerhalb der Kirche wird bei Festen in Dörfern jeder eingeladen und jeder isst und trinkt umsonst. Durch diese Erlebnisse lerne ich aber auch viel über das Leben von zuhause, so sind 800 Menschen im Sonntagsgottesdienst in meiner Heimatgemeinde nahezu utopisch. Auch das Thema Materialismus beschäftigt mich und tritt immer wieder auf, wenn ich mit den unterschiedlichsten Menschen darüber spreche, warum in Deutschland immer weniger Leute in die Kirche gehen. Wie viele Dinge viele Menschen besitzen, die schlicht und ergreifend nicht notwendig sind (Auch

ich!). Und gleichzeitig gehen die Dinge, die tatsächlich notwendig und wichtig sind wie Gemeinschaft und ein starkes Wir-Gefühl, wie ich finde, immer mehr verloren. Diese Bedürfnisse kann kein Auto und kein Haus der Welt kompensieren und lassen mich auch „Reichtum“ hinterfragen. Aus diesen Gedanken wird mir klar, dass die Entwicklung, die Deutschland gemacht hat, alles andere als die perfekte Entwicklung ist und dass jede Lebensweise und Kultur, sowohl Negatives als auch Positives hervorbringt. Vor kurzem fragte mich ein Mann aus Juja, den ich zufällig kennengelernt habe und mit dem ich lange gesprochen und auch diskutiert habe, was Kenia von Deutschland lernen kann. Um es kurz zu fassen, mir fielen mehr Dinge ein, die Deutschland von Kenia lernen kann als andersherum. Selbstverständlich liegt das auch an der Wahrnehmung, mit der ich mich mehr auf die Dinge konzentriere, die man lernen kann, als auf die Dinge, die andere lernen können.

Was mir auch nach drei Monaten noch sehr schwer fällt, ist mit der Kolonialgeschichte von Ostafrika richtig umzugehen. So waren es die Weißen, die kolonialisiert haben und dabei soviel zerstört. Natürlich ist man als Weißer, ob man will oder nicht hier mit Kolonialismus verbunden. In der Vorbereitung auf dieses Jahr setzten wir uns intensiv mit diesem Thema auseinander und ich lernte sehr viel über meine Privilegien und welche Verantwortung diese mit sich bringen und gerade auch deswegen ist es so schwer, die richtige Antwort zu finden, wenn ein Tansanier dir nett gemeint zuruft: „Hey! Du hast uns kolonialisiert“. Während Kolonialismus in meiner Heimat so gut wie nie ein Thema ist, sowohl in den Medien, als auch im Alltag, so ist es hier allgegenwärtig. Die meistens können Englisch, essen Ugali (ein Gemisch aus Maismehl und Wasser, das aus der Kolonialzeit stammt) und lernen in der Schule, welche Pflanzen- und Tierarten es in den europäischen Wäldern gibt. Die Folgen der Kolonialzeit sind nicht nur von äußerlicher Natur, sondern zeigen sich vor allem auch in unseren Köpfen. So ist es schwer, ohne intensive Beschäftigung und Aufklärung, als Deutscher nicht in Stereotypen zu denken, die meistens ein Machtgefälle herstellen und oft auch ungewollt rassistisch sind. Zum Beispiel schossen mir vor noch nicht allzu langer Zeit beim Wort „Afrika“ viele, von den Medien geprägten Bilder, durch den Kopf. Diese Bilder bestanden zum Beispiel aus einer Lehmhütte mit Strohdach und einem kleinen, kaum angezogenen Kind davor. Davon habe ich seit meiner Zeit in Juja Farm noch nichts gesehen. Natürlich gibt es auch Menschen, die unter einem Strohdach leben, das ist aber nicht die Mehrheit und vermittelt ein Bild von einem ganzen Kontinent, das Menschen aus dem Globalen Norden als „entwickelter“ oder „gebildeter“ darstellt und eine Begegnung auf Augenhöhe erschwert.

So wie ich unzählige Vorurteile habe und hatte, so werde ich auch ganz oft mit Vorurteilen konfrontiert, welche die Menschen hier gegenüber den Weißen haben. Zum Beispiel ist man als Weißer in den Augen vieler in Juja Farm sehr reich. Vergleichsweise stimmt das auch, aber wenn ich erkläre, dass in Deutschland vieles teurer ist und man so auch mehr Geld verdienen muss und dass es auch in Europa viele Obdachlose gibt, dann ist das ein Versuch, nicht nur meine eigenen, sondern auch die Vorurteile anderer zu zerstören. Überhaupt macht es mir aber sehr viel Spaß, von Deutschland zu berichten und zu hören, was die Menschen über Deutschland denken. Und manchmal, das ist immer besonders schön, werde ich sogar mit einem „Guten Tag“ in gebrochenem Deutsch begrüßt.

Ob ein/e Kenianer/in in meiner Heimatstadt mit einem „Jambo“ („Hallo“ in Kiswahili) begrüßt werden würde?

Ob ich „Die Gedanken sind frei“ gemeinsam mit den Kindern singe, die stimmungsvolle Sonntagsmesse schon Normalität geworden ist oder ob ich immer noch daran scheitere Ugali zuzubereiten, sind das alles Erfahrungen, die dazu beitragen, dass ich mich hier schon ganz schön zuhause fühle. Trotz allem ist die jetzige Ferienzeit nicht einfach für mich, da es mir schwer fällt, mich daran zu gewöhnen, keinen Alltag zu haben, beim Aufstehen nicht zu wissen, ob ich an diesem Tag viel sehen und erleben werde oder nur wenig. An Tagen mit nur wenig Ereignissen versuche ich, mich durch Gartenarbeit oder Arbeiten auf einer Baustelle der Parish (Gemeinde) vor Langeweile zu schützen und den Kopf frei zu bekommen. Auch wenn

ich für jede Erfahrung, die ich mache, dankbar bin und aus diesen auch viel lerne, kostet jede einzelne Erfahrung Kraft. Zudem stehe ich als Weißer, egal wohin ich gehe, ob ich durch Nairobi laufe oder, ob ich in Juja Farm einkaufe, im Zentrum der Aufmerksamkeit. Und auch das kostet Anstrengung und ich brauchte Zeit, um mich daran zu gewöhnen.

Es gibt viele Herausforderungen für mich aber immer mindestens genauso viele schöne, erwärmende und Kraft gebende Momente, die mich meine Zeit hier voll und ganz genießen lassen.

Falls ihr Fragen oder Anmerkungen habt, könnt ihr mir sehr gerne auf diese E-Mail-Adresse antworten. Ich bin sehr dankbar für das An-mich-Denken, die Spenden und euer Interesse. Ich wünsche euch allen besinnliche Weihnachten und ein Frohes Neues Jahr 2020.

Viele liebe Grüße und bis bald,

Lennart